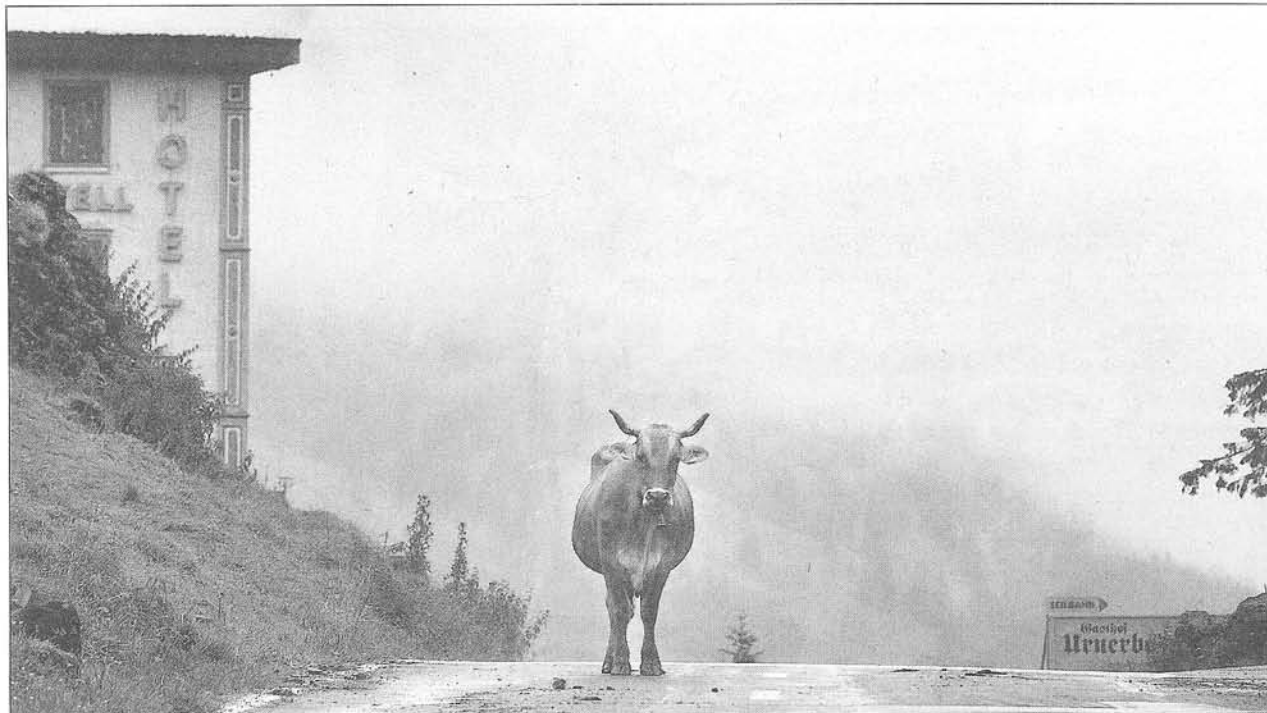


Zum neuen Schwabenkrieg

Von Peter von Matt



Hat jemand etwas von Kavallerie gesagt, und wo, bitte sehr, sind die Indianer?

EDDY RISCH / KEYSTONE

Es ist schon merkwürdig: Nachdem das Schweizervolk die Verpöbelung der Schweizer Innenpolitik, den Ersatz der Argumente durch Beschimpfungen, den Schlötterlig als politisches Markenzeichen, jahrelang ertragen hat, als handelte es sich um ein meteorologisches Phänomen, braust nun plötzlich Empörung durch das Land. Ein deutscher Politiker hat von Zuckerbrot und Peitsche gesprochen. Das ist eine geläufige Redewendung, bei der kein vernünftiger Mensch an wirkliche Patisserie und konkrete Folterwerkzeuge denkt. Wer davor warnt, das Kind mit dem Bade auszuschütten, kämpft ja auch nicht gegen die Misshandlung Neugeborener. In der Schweiz hat man aber die Peitsche sofort wörtlich genommen und mit dem reagiert, wovon viele Medien immer ausschliesslicher leben: Empörung.

Der Vergleich mit den Indianern war dann zwar keine geläufige Redewendung mehr, son-

dern eine gezielt gesetzte Metapher, aber immerhin sind die Indianer in unserer Kultur sehr positiv besetzt. Winnetou war der Heiland von Generationen deutscher wie Schweizer Halbwüchsiger. Vor wenigen Tagen hat ein Parteipräsident den Bundesrat als einen Trupp von Landesverrätern bezeichnet, mit einer Ausnahme. Gegen diese Tölpel hat die Indianer-Metapher geradezu Stil. Wobei die erwähnte Ausnahme ihrerseits noch vor kurzem erklärt hat, unser Rütli sei nichts weiter als eine Wiese voller Kuhdreck.

Alte Wunden

Was besagen will: Bei der Klage über die politischen Umgangsformen sollte man hierzulande etwas vorsichtig sein. Wir haben unsere Diskussionskultur so sehr verlottern lassen, dass uns die lautstarke Empfindlichkeit nicht gerade gut ansteht. Aber hier liegt auch nicht das Problem.

Das wahre Problem ist die offene Attacke. Von Deutschen. Gegen die Schweiz. Da brechen Wunden auf. Obwohl kein Mensch bestreitet, dass der politische Streit seine guten Gründe hat und dass beide Seiten über wackere Argumente verfügen, obwohl auch niemand überzeugend zu begründen vermag, warum die Hinterziehung von ein paar Millionen ein elegantes Finanzgeschäft sein soll, die gefälschte Unterschrift für zweitausend Franken aber ein schweres Delikt – der un-

verblühte Angriff wird trotzdem als böser Verstoß gegen die politische Sittlichkeit empfunden. Dies uns! Und von denen!

Den Deutschen gegenüber haben die Schweizer eine Haut weniger. Von dieser Seite sticht's und brennt's, wo man sonst nur mit der Schulter zuckt. Die Gründe sind umstritten, aber auf jeden Fall alt. Gäbe es hierzulande noch ein literarhistorisches Bewusstsein, wäre am Radio schon längst das Bicocca-Lied gesungen worden. Niklaus Manuel hat es gedichtet, der Berner Maler, Autor und Reisläufer, nach der Niederlage der Schweizer Söldner unter Franz I. gegen die deutschen Landsknechte unter Karl V. bei Bicocca. 1522. Auch ein lieber Vorfahre des hier Schreibenden, mit Namen Hensli, musste dort sein Leben lassen. Manuel hatte die Schlächtereie mit angesehen. Er antwortete mit seinem Lied auf deutsche Spottgesänge. Ich erinnere mich an das patriotische Vergnügen, als wir das Lied am Gymnasium behandelten. «Mit Pochen [Prahlen], Schwören, Plären, wend ihr all Welt erschlahn», hiess es da und: «Im Hals krepier dein Red.» Die Schlusszeile konnte ich all die Jahre nicht vergessen: «Ich scheiss dir ein Dreck uf d Nasen und drü in Knebelbart!»

Der Knebelbart, ein spanischer Modehit der Zeit, war bei den deutschen Landsknechten beliebt; die Schweizer pflegten dagegen ihren farbigen, effektiv gepolsterten Latz unter dem Gürtel. Überliefert ist das stolze Bekenntnis: «Ich bin ein Schweizer und trage einen Latz.»

Die Schlachten zwischen den Deutschen und den Schweizern in Oberitalien waren entsetzlich; voran gingen die nicht minder scheusslichen Treffen im Schwabenkrieg von 1499. Hier entfaltete sich auch erstmals die Kultur der gegenseitigen Beschimpfung. Die Eidgenossen wurden Kuh-

schweizer gerufen, was heissen sollte, dass sie mit ihren Kühen Unzucht trieben auf hohen Alpen und in dumpfen Ställen. Dagegen nehmen sich die heutigen Provokationen recht manierlich aus.

Die Eidgenossenschaft gehörte damals unbestritten zum Deutschen Reich. Der Krach war also eigentlich innerdeutsch, wie heute zwischen Ossi und Wessis. Er bereitete aber den Austritt aus dem Reich vor, der 1648 durch kluge, behutsame und gleichzeitig zielsichere Diplomatie gelang. Ohne eingeladen zu sein, reiste der Basler Bürgermeister Wettstein an die Friedenskonferenz nach dem Dreissigjährigen Krieg und machte die Eidgenossenschaft erstmals wirklich selbständig. Man kann also auch ohne Einladung etwas erreichen. Mit Morgarten-Gefühlen und Bicocca-Liedern wäre das nicht gelungen. Morgarten-Gefühle und Bicocca-Lieder sind in der Politik reiner Empörungsgenuss, produktiv zur Selbsttherapie und zum Stimmenfang. Mit Morgarten-Gefühlen und Bicocca-Liedern allein wären wir heute noch Deutsche (könnten allerdings Herrn Steinbrück abwählen helfen).

Über dem Portal, durch das ich einst jeden Sonntag in die Stanser Kirche marschierte, war gross der Reichsadler gemalt, und auch die vielen Gasthäuser «Zum Adler» in der Schweiz erinnern weiterhin an jene Zeiten. Sehr viel scheint den Schweizern der Austritt aus dem Heiligen Römi-

schen Reich Deutscher Nation aber nicht bedeutet zu haben; aus dem allgemeinen Bewusstsein ist das Ereignis verschwunden. Das allgemeine Bewusstsein hält sich weiterhin an den Apfelschuss, auch wenn unsere Historiker im Chor singen, es könne ihn nicht gegeben haben, weil kein Historiker dabei war.

Produktive kulturelle Gemeinschaft

Dass man in der Schweiz gegenüber den Deutschen eine Haut weniger hat, beruht also auf alter Nähe, auf den Reibungen der Nachbarschaft. Diese ist zugleich eine Sprachgemeinschaft. Das Bicocca-Lied musste ja nicht übersetzt werden. Die Muttersprache ist den Deutschen und Deutschschweizern gemeinsam. Die Muttersprache der Deutschschweizer ist Deutsch in zwei Formen: Dialekt und Hochdeutsch. Die Behauptung, unsere Muttersprache sei der Schweizer Dialekt, ist Unsinn. Den Dialekt als ausschliessliche Muttersprache haben nur die Analphabeten. Wir leben täglich mit beiden Formen des Deutschen, sind mit beiden Formen aufgewachsen, nähren uns geistig über beide Formen. Durch die Sprache sind wir mit Deutschland eng verbunden. Schweizer Schriftsteller, die in Deutschland nicht ankommen, haben auch bei uns längerfristig keine Chancen. Das sollte man bei der Indianerfrage auch bedenken. Carl Spitteler wurde in Deutschland aus politischen Gründen geschnitten; jetzt ist er auch hierzulande tot. Die kulturelle Gemeinschaft mit den deutschsprachigen Ländern, insbesondere der Bundesrepublik, ist eminent produktiv. Man versuche nur, die Schweizer Künstler in Berlin zu zählen! Und die Offenheit, mit der Schweizer Intellektuelle in Deutschland aufgenommen werden, gibt es in keinem andern Nachbarland.

Was besagen will: Die politische Klemme, in der die Schweiz heute steckt, darf nicht auf das Verhältnis Schweiz - Deutschland zurückgeführt werden. Das Problem liegt vielmehr in der dramatischen Differenz zwischen der Selbstwahrnehmung der Schweiz und ihrer Aussenwahrnehmung. Zu lange wollten wir davon nichts hören. Wir wissen ja wohl am besten, wer wir sind, oder? Man ist aber auch der, als der man gesehen wird. Um diese Wahrheit auszublenden, haben wir unser selbstkritisches Potenzial jahrelang durch innenpolitische Katzbalgereien blockiert. Jetzt zählt der nüchterne Blick. Dieser zeigt, dass wir am meisten Freunde zuletzt eben doch nördlich des Bodensees haben – mag ein deutscher Minister noch so heiser belfern.

Peter von Matt war bis zu seiner Emeritierung 2002 Professor für neuere deutsche Literatur an der Universität Zürich. Gerade ist im Hanser-Verlag das Buch «Wörterleuchten. Kleine Deutungen deutscher Gedichte» erschienen.

Peitsche, Zuckerbrot und Kavallerie

rbl. Die verbalen Attacken des deutschen Finanzministers Peer Steinbrück gegen die Schweiz haben hierzulande für Aufsehen und mancherlei Formen der Entrüstung gesorgt. Diplomatisch wie publizistisch wurde gegen den rüden Ton und die deplacierten Metaphern protestiert. Ein Bundesrat tauschte seine Staatskarosse gegen ein französisches Modell. Schriftsteller meldeten sich zu Wort und versuchten, den Deutschen die Seele der Eidgenossen und diesen die vorherrschende Mentalität im nördlichen Nachbarland zu erklären. Und alsbald konnte der Eindruck entstehen, unter dem Firnis gutnachbarschaftlicher Beziehungen habe seit

langem ein Konflikt gemottet, der nun in dem mit harten Bandagen ausgefochtenen Streit um das Bankgeheimnis neue Nahrung finde. Ein innereuropäischer *clash of civilisation* also? Mitnichten, vielmehr prallen unterschiedliche Auffassungen über die Aufgaben des Staates als – beispielsweise – oberster Geldeintreiber und -verteiler aufeinander.

Wir haben den Literaturwissenschaftler Peter von Matt und die in Hamburg lebende Schriftstellerin Brigitte Kronauer gebeten, über das deutsch-schweizerische Verhältnis nachzudenken. Die von Peter von Matt beklagte Differenz zwischen Selbst- und Aussenwahrnehmung vermag Brigitte Kronauer in ihrem Beitrag vielleicht ein wenig zu korrigieren: Sie blickt zugleich von innen wie von aussen auf die Schweiz.